

(Nachdruck verboten.)

Das Verbrechen des Arztes.

4) Roman von J. S. Rosny.

Autorisierte Uebersetzung von M. v. Berthof.

Als Guy alles Notwendige gethan hatte, wurde er wieder von der Versuchung ergriffen, und zwar so heftig, daß er fast einen physischen Schmerz darüber empfand.

Er ging bis an den Schreibtisch heran und sah sich die Banknoten an.

„Es unterliegt gar keinem Zweifel! Dieser Mann hat gar kein Buch geführt — er hat das Geld zusammengewürfelt, wie eine groteske Sammlung, ganz wie es der Zufall brachte. Man braucht nur zuzugreifen.“

Doch er griff nicht zu.

Er riß sich von dem Anblick des Geldes los, als ob er sich von einer festen Umschlingung losgerissen hätte.

In einem Zuge flog er bis zur Loge des Hausbesorgers hinab.

Dieser erhob sich bei der Mitteilung aus seinem Lehnsstuhl und entgegnete kühl:

„So und nicht anders hat der, mit Respekt zu sagen, verrecken müssen: oder man hätte ihn erwürgt. Sind Sie ganz sicher, Herr Doktor, daß niemand bei ihm war?“

„Nein! Nein!“ rief Herbeline ungeduldig.

„Uebrigens ich behaupte ja nicht, daß er tot ist, sondern bloß, daß er im Sterben liegt. Können Sie mir vielleicht die Aufwärterin holen, oder sonst jemand, gleichviel wen —?“

„Ich will hinschicken,“ sagte der Hausbesorger mit geheimnisvoller Miene. „Hätte der Herr nicht ein ständiges Dienstmädchen haben können? Und Sie sagen also, daß die Thür offen war?“

Vier Stufen auf einmal nehmend flog Herbeline die Treppen wieder hinauf. Er fand seinen Kranken unverändert, oder richtiger, es schien ihm, als wären die Symptome noch ernster geworden.

„Diese Schublade darf keineswegs offen bleiben,“ sagte er sich. „Man könnte mich sonst in Verdacht haben. Und andererseits! Wenn er erwacht und die Schublade verschlossen findet, wie sollte ich ihm das erklären? Ich würde ihm die Wahrheit sagen und er würde mir zweifellos glauben. Aber ganz sicher ist das auch nicht!“

Der Gedanke, schuldlos zu sein und dennoch verdächtig zu werden, machte ihn ganz wütend. Und in dieser Wut erschien ihm der Stand seiner Angelegenheiten noch verzweifelter.

Dann stürzte er sich mit der Heftigkeit des rettenden Instinkts auf die Schublade, ergriff zwei, drei Handvoll von Banknoten, stopfte sie in die Taschen seines Ueberrockes und schloß eiligst das Möbel.

Die Handlung setzte ihn in eine Art von Erstarrung. Er sank auf einen Sessel nieder.

Ein fürchtbarer Senfzer entrang sich seiner Brust.

„Nein,“ sagte er, „ich kann nicht, ich kann nicht, ich kann nicht, ich kann nicht, ich will es zurücklegen.“

Ein Läuten an der Glocke ließ ihn aufspringen.

Mit wirren Blicken sah er um sich, glaubte auf den Schreibtisch zuzugehen und befand sich im Vorräum.

Er öffnete die Thür; die Aufwärterin stand vor ihm.

„Kommen Sie mir,“ sagte er, „man muß in die Apotheke gehen, ich will etwas verschreiben.“

Und dabei dachte er: „So lange diese Frau hier ist, bleibe ich ein Dieb.“

Darauf begann er wieder: „Die Thür war offen, wie kommt das?“

„Ich habe sie zugemacht,“ sagte die Frau mit ängstlicher Miene, „wie immer habe ich sie zugemacht. Gewöhnlich kam er noch heraus, und hat dann den Schlüssel zweimal umgedreht. . . Eine kleine Viertelstunde, oder eine kleine halbe Stunde, nachdem ich fort war. . . Wird er sterben?“

Guy zuckte die Achseln, er hatte seine Kaltblütigkeit wiedergewonnen. Er handelte mit der ruhigen Entschlossenheit, die ihm eigen war.

Während er sein Rezept schrieb, betrachtete die Frau aufmerksam den Kranken. Sie war eines jener Wesen, die einem

das Leben des Wilden in den Savannen als schön erscheinen lassen. Sie schleppte auf traurig wankenden Füßen einen gichtbrüchigen Körper, mit schlottrigem Gebein, eine feuchte, kalte Haut, welkes, schwammiges Fleisch. Verwirrung über ihr Glend sprach aus ihren runden Augen, denn wenn die Rolle des Zufalls schon für alle Geschöpfe unendlich groß ist, so erscheint sie Wesen ihrer Art vollends phantastisch. Die sociale Existenz hat eigentlich für sie nur Fallstricke, die einfachsten Vorgänge stellen sich ihrem erschrockenen Geist als etwas ungemein Kompliziertes dar.

Aber der Tod machte ihr gar keinen Eindruck. Sie betrachtete ihn ganz dumpf, sie glaubte, daß das Reich der Toten ein Reich wie ein andres sei, wo die Dinge nicht wesentlich verschieden von denen dieser Welt sind.

„Der atmet ja gar nicht mehr!“ sagte die Aufwärterin, indem sie leise den Kopf schüttelte. „Und mir ist er vierzehn Tage Lohn schuldig. Wer wird mir den zahlen?“

Guy, der sein Rezept fertig geschrieben hatte, antwortete nicht. Ihr wurde bange:

„Wer wird mir jetzt meinen Lohn zahlen?“ fragte sie noch einmal.

„Man wird Sie schon bezahlen,“ sagte Herbeline. „Schauen Sie, daß Sie damit in die Apotheke kommen, aber ja recht schnell.“

„Ich will mich schon beeilen, aber ich kann ja mit meinen kranken Beinen nicht laufen.“

So wie sie das Zimmer verlassen hatte, ging Guy auf den Schreibtisch zu, öffnete die Schublade und warf die Banknoten, die er entwendet hatte, wieder hinein.

„So, jetzt bin ich kein Dieb mehr!“

Aber weit entfernt, sich beruhigt zu fühlen, versetzte ihn diese Handlung in große Aufregung, und er empfand Reue darüber. Statt sich ehrenhaft zu finden, kam er sich blöde und feig vor. Nichts erschien ihm so lächerlich, als einem Verschiedenen dies Geld zurückzugeben — und gar einem, der gestorben war, ohne Angehörige zu hinterlassen! Keinem Menschen auf der Welt würde das zu gute kommen. Konnte da eine Pflicht bestehen, wo sie niemand nützte? Der Staat?“

Er lachte laut auf.

„Die schönen Banknoten! Es ist für den Staat viel nützlicher, wenn ein geschickter Arzt den Platz einnimmt, der ihm zukommt. Nein, nein! In diesem Augenblick bin ich ein Narr! Der Diebstahl ist nur ein Uebel, weil er andre schädigt. Ich schädige aber niemand. Meine Pflicht ist, zuzugreifen. Wenn ich nur ein klein wenig Gutes thue, dann wird der Diebstahl sogar zum Verdienst werden!“

Trotzdem machte er die Schublade zu, stand davor mit gekreuzten Armen und starren Blicken, ganz enttäuscht über sich selbst.

Aber der gesellschaftliche Zwang, die ererbten Anschauungen waren doch sehr stark in ihm, denn bei der Rückkehr der Aufwärterin stand er noch ganz verträumt vor dem Schreibtisch.

Von dem traurigen Wesen unterstützt, setzte er Bluteigel an und versuchte das Blut vom Gehirn abzuleiten.

Der Kopf des Kranken wurde etwas freier, die Brust hob sich, man hörte einen rasselnden Atemzug. Dann leuchteten die Augen schwach auf, eine matte Stimme stotterte etwas hervor, man hätte glauben können, der Kranke erhole sich.

Aber gleich darauf ließ das Herz nach und eine neuerliche Ohnmacht trat ein.

„Darauf hätte ich wetten mögen!“ sagte sich Herbeline.

Er dachte nach. Jetzt war er gewiß, daß alles umsonst sei. Das schwache Licht würde unzweifelhaft verlöschen. War es die ärztliche Gewohnheit, war es der Wunsch, die Dienerin zu entfernen, er wollte bis zum Schluß kämpfen.

„Es thut mir leid, daß ich Sie wieder herumsprenge muß!“ sagte er zu der braven Frau, „aber es ist unbedingt notwendig. Uebrigens werde ich schon dafür sorgen, daß man Ihnen die Mühe dieser Nacht gut bezahlt.“

Bei dem Worte „zahlen“ erglänzten ihre Augen und sie verzog lächelnd ihren zahnlosen Mund. Er schrieb ein neues Rezept.

„Sagen Sie dem Hausbesorger, er möge in einer halben Stunde heraufkommen!“

Als er sich wieder allein befand, stieß er einen tiefen Seufzer aus:

„Mir bleiben noch einige Minuten, um mein Schicksal zu entscheiden. Wenn ich es nicht wage, nun denn! Dann verdiene ich mein Unglück!“

Er wiederholte zwei- oder dreimal mit leiser Stimme die letzten Worte. Dann beschäftigte er sich wieder mit dem Kranken — vergebens.

„Nun denn! Soll ich ein Feigling, ein Hungerleider bleiben, soll ich wie ein Wraak herumschwimmen? Die Stunde schlägt! Es muß gehandelt werden und zwar rasch.“

Er wurde fürchtbar bleich, seine Zähne schlugen aufeinander, seine Augen blickten wild und grausam. Und wie ein Automat, wendete er sich nochmals der Schublade zu, öffnete sie langsam und begann wieder die Banknoten einzustecken.

Als er gegen zwanzig Tausender in seine Taschen gesteckt hatte, hielt er einen Augenblick inne.

„Du Narr!“ So nimm doch alles. Ob es sich um zwanzig, um hunderttausend, oder um eine Million handelt, der Diebstahl wird nicht nach der Summe gemessen!“

Darauf stopfte er lebhaft, ja mit Wut, aber peinlich methodisch die Taschen seines Ueberrocks und Gehrocks voll. Zwei oder drei Couverts fanden sich unter den Banknoten, er steckte sie mit dem Uebrigen ein. Er ließ nur gegen dreißig Stück Hundertfrank- und Fünfzigfrankstücke liegen, weil er befürchtete, daß eine ganz leere Schublade Verdacht erregen könnte. Als das beendet war, verteilte er den Raub so gut in seinen Taschen, daß nichts Auffälliges an ihm zu sehen war.

Und als er die Schublade wieder schloß, murmelte er mit düsterer Stimme:

„Guy Herbeline, jetzt bist Du gesellschaftlich in den Abgrund gefallen. Jeder erste beste hat nun das Recht, Hand an Dich zu legen.“

Eine große Ruhe war über ihn gekommen, eine weiche hypnotische Ruhe! Sein Gewissen war eingeschlummert, wie ein erschöpfter Krieger, den selbst der Kanonendonner nicht mehr erweckt.

Bevor er vom Schreibtisch zurücktrat, überzeugte er sich noch, daß nichts auf den Boden gefallen war, er untersuchte nochmals alle seine Taschen sorgfältig und vollendete die Schichtung der Banknoten. Dann kehrte er zu dem Kreis zurück und auskultierte ihn.

Ein entsetzlicher Schrecken fuhr ihm durch die Glieder . . . das Herz schien sich noch zu . . .

Guy richtete sich auf, ein wahnsinniges Mordverlangen kam über ihn; er lachte unheimlich. Aber man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er trotzdem alles that, was etwa das Leben des Kranken zurückzurufen im Stande gewesen wäre.

Es war übrigens nur ein trügerischer Schein. Von dieser letzten Anstrengung erschöpft, hörte das Herz zu arbeiten auf.

Der Tod trat rasch ein. „Nun ist es vorüber,“ sagte sich Herbeline. „Er zum mindesten hat mir nichts vorzuwerfen, ich habe das Notwendige gethan . . .“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Zwei Menschen.

(Roman in Romanzen von Richard Dehmel.)

Die Eigenart des Dichters im Guten und im Schlimmen kommt in dem neuen Werke noch stärker potenziert als in den früheren Büchern zum Ausdruck. Herrlich leuchtende Bilder, eine Sprache, die in brausenden Accorden mit majestätisch feierlichem Schwingen vom Sturme aufgewühlter Leidenschaften und vom Frieden der aus der Sucht eigentwilligen Begehrens erlösten Seelen singt! Aber dem Großen dieser Poesie ist zugleich so viel launisch krankhafte Willkür, so viel Wirrnis und Dunkelheit beigemischt, daß bewunderndes Gemischen und Aerger wechselnd einander ablösen.

Dehmel hat einmal die Leute, die in seinen Gedichten nach „Grundgedanken“ suchen wollen, verspottet. Seine Poesie sei nur der Widerklang erlebter „Seelentwändlungen“, eine Folge von Visionen, die aus den Abgründen des Unbewußten aufsteigend sich im bunten Spiele haschen und nebenher dann auch wohl Gedanken aufjagen, die wie Schmetterlinge um eine große blühende Blume gaukeln. „Ach, die Gedanken sind nur Ranken, die wir arabesthaft flechten, und Manifeste von grundlosen Mächten.

„Denn das Leben hat kein Gehirn . . .“ „Du Mensch, du Tier sei doch Natur“, ruft er im Wortort zu der neuen Auflage seiner Jugendpoesien, die ihm zuviel des Reflektierten zu enthalten scheinen, sich selber zu. Der „Wille“ als Wurzel und Inbegriff der wirren Triebe, gipfelnd in der Ekstase des Geschlechtsakts, ähnlich wie die Schopenhauersche Philosophie ihn als den unbewußten Weltgrund faßt, ist die Macht, die seiner Dichtung ihre Formen und ihren Inhalt geben soll. In Hymnen einer düster glühenden Erotik, die jede Schranke der Sitte und des Rechts niederreißt, hat er jene Gewalt als die wahllos Leid und Glück verhängende Herrin und Gebärrin des Lebens gefeiert. Mystische Klänge wehen hinein. Der Name Gottes ist wohl aus gläubigen Kinderzeiten dem Herzen des Dichters teuer geblieben. Und nun schmiedt er, alles, was an christliche oder an rationalistische Vorstellungen weisen eines außerweltlichen Gottes erinnert, auflösend, jenes Unpersönliche Blinde, das ihm als alles gestaltende Natur und Menschheit aus sich erzeugende Weltseele vorschwebt, mit dem Namen Gottes. In den Wogen der Leidenschaften webt Gottes Atem. Durch Verbrechen und über Leichen geht der Weg zu ihm. „Hier sind wir Gott gleich, sieh' mich an,“ heißt es in einem der Lieder aus „Weib und Welt“, — „oh Gott wie eins sind wir geworden! Hier kamst Du ruhig Deinen Mann mit mir betrügen, für mich morden — Du!“ Aber nach dem Kampfe solcher freudlosen Versuchungen steigen dann wieder lichtere Bilder auf, aus denen tiefe Sehnsucht spricht nach Rückkehr in das Reich des reinen Menschlichen, und wo der Gott des Dichters die starr abstösenden Astarte-Züge abstreift.

Die Erhebung des Liebespaars Lea und Lukas zu diesem Höheren ist der Kern, ist, mag Dehmel auch das Wort verpöndt, der „Grundgedanke“, der in dem neuen Epos nach Gestaltung ringt. Das triebhaft Tierische, das Unbewußte sind Erscheinungen der Gottheit, aber Erscheinungen, die über sich hinaus weisen. Aus dem „Umkreis der Erkenntnis“ und der „Seligkeit“ schreiten Mann und Weib in den der „Marheit“. Nicht in den blind bewegten, in den Menschen, die zur Kraft des Denkens und einer Welt und Menschheit umfassenden Alliebe fortgebildet sind, hat Gott die höchste Stufe seines Daseins erkommen; mit ihren Augen schaut er sich selber an. In der 31. Romanze des dritten Buches sind die beiden Gegenpole, innerhalb deren Dehmels Mystik sich hier bewegt, am deutlichsten bezeichnet. Das schwangere Weib spricht zu dem Manne:

Wenn ich spüre, wie's wächst, mein Fleisch und Blut,
und still neuen Sinn ins Dasein thut,
als fasse der Mensch das Göttliche nur
kraft seiner tierischen Natur,
als hülle, was wir lehren, nur Handlungen,
die wir im Grunde nicht verstehen,
und was wir reden, nur Verwandlungen,
die währenddem mit uns geschehen —
dann frag' ich mich: blickt nicht der blödeste Thor
gottvoller noch als wir zu Gott empor?

Und schauernd summt sie nach: zu Gott —

Da sagt der Mann mit mildem Spott:
Zu welchem? Zu dem biblischen Erdaufseher?
Ja, dem that's not, Weltweisheit zu verbieten:
Die Hunde meines Vaters sind im näher als alle Priester und
Lebten.

Wir aber, wir Menschen der wachsenden Einsicht, kennen
ihn anders, den Gott in unsrer Brust,
dank jenem Geist allrühriger Liebeslust,
den ich nicht wage „Gott“ zu nennen:
Gott ist ein Geist, der klar zu Ende thut,
was er zu Anfang nicht gedacht hat,
dann sieht er alles an, was ihn gemacht,
und siehe da: es ist sehr gut! —
Und beugst du dann vor ihm das Knie
und weihst ihm willig deinen Menschenschmerz,
dann spricht der heilige Geist des Fleisches: sieh,
So spielt Gott mit sich selbst, o Herz!
Und kindlich lächelnd, göttlich klar,
schweigt Herz an Herz ein Geisterpaar.

Und wie brausender Jubel klingt es in den zuckenden Schmerz des Abschieds hinein:

Da, o Glück:
ahnst du sie, die Pflicht der Welt?
Ja: von Sphären hin Sphären
muß sie Saat aus Saaten gebären,
bringt sie uns das Licht der Welt:
rieselnd wie aus dunklem Siebe
sät es Liebe, Liebe, Liebe
von Nacht zu Nacht, von Pol zu Pol —
zwei Menschen sagen sich Lebwohl!

Die durch blutige, ungeführte Schuld bestreute Liebe, die „Glückseligkeit wie zwischen Heiden“ mündet aus in ein mystisch-phantastisches Gefühl der Hingabe an die Alleinheit, das als das letzte Ziel des Menschlichen, als die beseligende Lösung aller Lebensrätsel verherlicht wird. In der „Ausgang“ überschriebenen letzten Strophe ruft der Poet dem Leser zu:

Leb' wohl, leb' wohl — du hältst dich selbst in Händen.
Du sahst o Mensch zwei Wesen deinesgleichen
im kleinsten Kreis Unendliches erreichen.
Du sahst Dein Glück ins Weltglück enden.

Es ist Dehmels Art, daß ihm die Grenzen verschwimmen, daß ihn der Schwung ins Ueberhöchliche mit fortreißt. So in dieser kräftigen Lobpreisung, die durch das Weihevollste der Erlöserstimmung an die beim Tode Fausts ertönenden Chöre erinnert. Aber was ist Lukas, dem Dehmel den Siegeskranz aufs Haupt drückt, neben Faust, wie arm, wie abgetrennt vom großen Strom des Lebens, wie unreif in den Absichten und Plänen und in seiner Unreife wie thöricht überheblich! Dehmels Phantasie, so stimmungsstark, so reich an quellender Anschaulichkeit in vielen, vielen der Einzelbilder, die der „Roman“ aneinanderreicht, hat weder die Gestalt des Helden noch die Entwicklung, deren Träger er sein soll, zu lebendig wirkender Einheit entfalten und zusammenfassen können. Wie viel da fehlt, zeigt schon der flüchtigste Blick auf die „Handlung“, die doch Gerüst und Hebelwerk, Ausdruck und Widerschein des Inneren hätte werden sollen.

Daß Lea, die Lukas von der Seite des verhassten fürslichen Gemahls hinwegreißt, mit einem blinden Kinde niederkommt, mag als Gleichnis Bedeutung haben. Aus der Umarmung, in der sie „schaudernd ihr Geschlecht von einem fremden Mann umfassen lieh“, läßt die Natur nichts Lebensfähiges ersprießen. Erst preist der Liebende das Los des Reugeborenen: „Das Kind, das Du geboren hast — sei Deiner Seele keine Last. — Wir werdens leiten wie auf Vollenen — es wird das innere Weltlicht schauen“. Ohne jeden motivierten Uebergang bricht dann nach einer Reihe von Liebesromanzen, die über das Verhältnis der beiden zu dem Kinde töllig schweigen, plötzlich ein wildgroßender Schmerz aus dem Munde hervor: „Und Dein Kind? und — meins?! . . . Das blinde Kind aus fremden Lenden — es scheint uns immer zuzuschauen, — ob wir nicht sein Vertrauen schänden — und siehst Du Das, jawohl, das macht mir Grauen.“ Sie aber spricht mit leiser harter Stimme: „Das Kind, vor dem Dir graut, ist tot.“ Sie — hat es gemordet, nicht etwa, weil es blind und elend war, sondern weil es in der Seele des Puhlen stachelnde Erinnerungen hervorrief, und frohlockend rühmt sie ihre That: „Ich hat ein Kind und nicht von Dir, — ich steh in Freiheit neben Dir, — ich bin die Fürstin Fiabella Lea, — die auf dem Weg der Liebe gen Himmel ist, — ich, Mutter Isis, Mutter Gaa, — die willig ihre eignen Kinder frist, — der irdischen Gerechtigkeit entrückt, — ist nun mein Gott, mein Lucifer, beglückt?“ Auch hier Symbolik und Gleichnis. Nicht die That, nicht einmal das gräßliche Frohlocken sind das Abstoßendste, sondern ist, daß die Dichtung mit dem Lobgesange dieser „Mutter Isis“ im Grunde einverstanden scheint. Lukas verspürt kein Grauen vor dem Liebesjubiläum der Entmenschten; in schönen Versen spendet er ihr Anerkennung: „Du hast für mich aus einem Geist gehandelt — der nichts mehr will als klar am Ziele ruhn . . .“ und „läßt ihr Stirn und Augen wie zur Weiße!“ Auch später tritt der Schatten dieser Erinnerung, nur einmal flüchtig im Traum des Weibes auftauchend, nirgends trennend zwischen sie, weder in den Liebesfesten, die sie auf der „Insel der Seligen“ feiern, noch auf dem „Schloß am Rhein“, wo der Mann, aus dem Raummel der Begierden erwachend, ein neues Reich thätig frohen Lebens — der Dichter denkt wohl an den „Faust“ des zweiten Teiles — zu schaffen strebt. Wie der des Weibes, ist der Weg des Mannes mit Blut gezeichnet. Der Bund mit Lea treibt die von ihm verlassene Frau, die Mutter seines Kindes, in den Verzweiflungstod. So kommt die Seelentwandelung über die Liebenden, da sie doch in ihrem Herzen niemals „Gerichtstag halten über sich“ und sich von keiner ihrer Thaten durch Verwerfung lösen, wie ein äußeres Schicksal.

Dehmel fühlt, sein Held muß, soll die Schluß-Apotheose nicht ganz willkürlich scheinen, von Anbeginn etwas Faustisches, einen Trieb weit hinaus über die Schranken individuellen Liebesglücks in sich tragen. Etwas wie das Bild eines großen Empörergeistes, der von hochfliegenden Plänen einer eingebildeten Selbstherrlichkeit zu begrenztem fruchtbarem Schaffen für das Heil der Menschen in kleinem Kreise vordringt, hat den Poeten, scheint es, im Sinn gelegen. Aber was man von dem früheren Thun und Treiben des revolutionären Titaniden in der Dichtung hört, sieht aus wie Parodie auf die Idee. Die Romantik schlägt stellenweis ins platt Romanhafte übelsten Genres um. Lukas der Uebermensch, „der einst mit fürchtbar heiligem Ernst gedacht — Ich bin böß gut, ich bin ein Geist — an dem die Ueberlebten sterben — verführt von ihm sich vollends zu verderben, — damit der Weltlauf schneller kreist“, er, der so feierlich von seinen „Helfershelfern“ redet, ist als Sekretär in den Dienst des Fürsten getreten, um aus dem Archiv — Geheimpapiere zu entwenden! In dieser großen That kulminiert sein Revolutionarismus. Im „Umkreis der Erkenntnis“ hat er gestohlen, im „Umkreis der Klarheit“ giebt er den Raub zurück; und zugleich fragt Lea den Fürsten, ob er es auch „völlig billige“, daß nach Scheidung der Ehe ihr die „Hälfte ihrer Mitgift noch zustehe“? So kommt sie wiederum und er durch sie in den Besitz des Ahnenschlosses am Rhein. Und auch warum ihn hier aus seinem Wirken für das langweilige, über dessen dunklem Leben bald „die bunten Wimpel des Gemüthes“ wehen sollen, eine „Landesverweisung“ fortreibt, bleibt, wie alles in den äußeren Vorgängen, gänzlich unklar. Die Wendung wirkt abrupt und kalt profanisch; seltsam sticht sie von

dem grandiosen lyrischen Pathos der Abschiedsscenen, zu denen sie hinüberleitet, ab.

Und trotz alledem — man sollte die Enttäuschungen nicht scheuen. Wer sich der Kraft des Dichters willig hingiebt, der findet auf den wirt verschlungenen, wunderlichen Wegen noch einen Reichtum von Erfüllungen, dem die Lyrik der Modernen kaum irgendwo ein Ebenbürtiges zur Seite zu stellen vermag. Man spürt den Feueratem eines Ringenden. Ihm zu begegnen kann Erlebnis werden. Denn ob schlimm, ob gut, ganz eigen prägt sich in seiner Phantasie das Bild des Lebens aus, und immer wieder, aus den Niederungen sich erhebend, gelingt es ihm, uns durch den Rhythmus und die bildnerische Macht der Rede zu verführen, daß wir mit seinen Augen sehen. Es ist eine Abenteuerfahrt in ferne fremde Märchenlande, aus der der Sinn voll farbiger Erinnerungen erweitert und bereichert heimkehrt. Wald, Gebirge und Meer klingen und tönt in das Lied der Liebe und der „Weltenseele“ mit hinein, wird Bild und Gleichnis. Schwärmende Mystik und Naturempfinden webt die Phantasie in eins zusammen — am seltsamsten und kühnsten in den Meeresliedern. Eins, vielleicht das schönste und für Dehmels Art bedeutendste, mag hier zum Schluß als Zeuge stehen:

Und es rauscht nur und weht.

Es liegt eine Insel, wohl zwischen grauen Bogen.
Es kommen wohl Vögel durch die Glut geflogen,
Die blaue Glut, die stumm und stet die Dünen umschlingt.
Da gebiert die Erde im Stillen wohl ihr Empfinden
Und nimmt ihre Träume und giebt sie den Wellen, den Winden.

Die Seele eines Weibes singt:

O laß mich still so liegen,
an deiner Brust, die Augen zu.
Ich sehe zwei Vögel fliegen,
die eine Sonne wiegen;
wo sind wir, Du? —

Und es rauscht und weht.

Es liegt eine Düne wohl zwischen tausend andern.
Es werden wohl Sterne den blauen Raum durchwandern,
Der über den bleichen wilden Hügelst steht und golden schwingt,

Die Seele eines Mannes singt:

Still, laß uns weiter fliegen,
Beide die Augen zu.
Ich sehe zwei Meere liegen,
die einen Himmel wiegen.

O du —

es rauscht, es weht:
über die heißen Höhenzüge geht
höher und höher der goldene Schein
ins Blaue hinein,
wo das Dunkel schwebt.

Und aus dem Dunkel herüber, auf großen Bogen,
kommt die Einsamkeit gezogen.

Und zwei Seelen singen; Eine Seele lebt,
wohl zwischen den Sternen, den Sonnen, den Himmeln, den Erden,
die will uns wohl endlich leibeigen werden,
es schwellen die Bogen herüber, wie Herzen klingen,
Menschenherzen! — Zwei Seelen singen. —

Dr. Conrad Schmidt.

Kleines feuilleton.

k. Aus dem Lande des Champagners. Ueber die Geheimnisse der Champagner-Fabrikation plaudert Francis Stopford im „Daily Express“. „Geschmolzene Sonnenstrahlen“ hat man, so schreibt er in einem Briefe aus Rheims, den Champagner früher benannt. Dieser Ausdruck ist nicht so weit hergeholt; denn zwischen dem Weir und der Sonne besteht der engste Zusammenhang. Wenn einen langen, wolkenlosen Sommer hindurch Hitze über den Bergen von Rheims brütet, so herrscht in den weißen Dörfern zwischen den Bergen Freude. Jeder Stod trägt reichlich, jede Traube reift ganz aus. Die Weinpressen duften, wenn der Saft der von der Sonne gekühlten Früchte gurgelnd in die Kufe fließt. So war es im Jahre 1898, so war es 1900, und der vorige Sommer ist als das goldene Jahr bekannt. Wenn der graue Himmel weint, werden die Winger mürrisch. Ein kalter Sommer, ein nasses Jahr, das bedeutet eine ärmlische Ernte. Nicht, daß bei einer schlechten Lese kein Champagner gemacht wird, aber der Weinfabrikant, an den der Weinbergbesitzer verkauft, ist wählerisch und macht Unterschiede. Nur die besten Trauben von den besten Weinbergen werden gekauft . . .

Eins der Verfahren bei der Champagnerfabrikation heißt „dosage“. Nachdem jedes Teilchen des Sazes von dem Wein entfernt ist, wird eine bestimmte Menge einer Flüssigkeit hinzugefügt, die aus dem besten Rohrzucker, im allerfeinsten Champagner aufgelöst, besteht. Die Menge richtet sich nach dem Lande. Für England werden nur 1 bis 2 Proz. hinzugefügt, während Rußland 15 Proz. vorzieht. Eine so große Süßigkeit neutralisiert natürlich die Zartheit der Blume; deshalb eignen sich Jahrgänge, die wegen Mangels an Blume nicht für den englischen Markt passen, noch für Peters-

burg. Ueber die „dosage“ laufen viele Geschichten um. Jeder-
mann, der einen Better hat, dessen Frau einen Freund kennt, dessen
Bruder Warenrechnungen für einen Londoner Agenten einer
Champagnerfirma in Rheims ausfüllt, wird versichern, daß diese
Kliffigkeit aus Brandy, Kartoffelsaft oder Zuckersüß besteht. Zeugnet
man, daß es Brandy ist, so wird er fragen: „Warum wird Brandy
„fine champagne“ genannt? Er weiß die einfache Thatsache nicht,
daß „la grande champagne“ des Cognac-Landes meilenteils von
Rheims entfernt liegt.

Champagner wird nicht verschmitten. Große Häuser wie Pommery
et Greno, Charles Heidsieck aus Rheims oder Moët et Chandon in
Epernay haben riesige Bestände im Werte von vielen Millionen.
Ihre Weine sind berühmt. Diese scharfsinnigen Franzosen würden
ihren Ruf und alle damit verbundenen Vorteile nicht daransetzen
wagen. Sie wissen, daß die Beliebtheit des Champagners immer
auf seiner überlegenen Vorzüglichkeit beruhen muß. Es ist deshalb
ständig ihr Bemühen, seinen alten Ruhm zu erhalten. Es giebt über
30 große Häuser im Champagnergebiet, in Rheims oder in Ay oder
in Epernay. Der Charakter und die Farbe der einzelnen Sorten
sind verschieden. Das ist zum Teil eine Folge der gewählten
Trauben und der Mischung. Wenn der eine Wein braungold, der
andre blaß wie rote Seide aussieht, so schließt das nicht notwendig
ein, daß der eine Wein besser oder schlechter als der andre ist. Ein
Haus hat etwa gefunden, daß seine Reinschafft in der ganzen Welt leichter
wenig gefärbten Wein vorzieht; so werden denn die Früchte der
Weinberge gekauft, die dieses Resultat ergeben, und wenn das
Mischen im Frühling stattfindet, so wird darauf geachtet, daß kein
neuer Wein, dem diese Eigenschaft abgeht, in die riesige Fonne von
poliertem Eichenholz gegossen wird, in der das Mischen vollzogen
wird.

Man kann sich noch ein Vermögen im Champagner-
handel erwerben, selbst wenn man nicht direkt damit in
Verbindung steht, nicht durch Traubenzücht oder Wein-
bereitung, sondern durch die Entdeckung eines Erfages für
Korken. Nur die allerfeinsten Korken aus katalonischen Korken-
wäldern werden benutzt. Es giebt sinnreiche Verfahren, durch die
kleine Streifen zusammengefügt oder kleine Stücke unter hohem Druck
zusammengepreßt werden und so noch verwendbar sind. Aber es ist
doch immer Kork; derjenige, der dieser Baumrinde ihre Herrschaft
raubt, kann sich ungeheure Reichthümer erwerben.

Einen charakteristischen Anblick bieten die Flaschenfabri-
kationen der Messrs. Charbonelle. Auf einer riesigen Plattform sieht man
eine sich drängende Menge von schrecklichen, kaum menschen-
ähnlichen Gestalten. Hinter ihnen hängen schwarze Schatteln wie
Vorhänge, die vom Aufblitzen weißer Flammen zerrissen werden.
Die weiße Glut verglüht zu Purpur, und dann verlöscht
sie zu Schwarz. Wieder flackert das Licht auf, und durch enge
Thortwege sieht man einen See von geschmolzener Masse; ein einziger
Wid darauf scheint das ganze Auge zu verlangen. In diesem glühenden
Pfehl stecken die sich regenden Gestalten lange Eisenstäbe und
ziehen viele Kissen von weißem Feuer heraus. Blaue Flammen
züngeln, Funken fliegen auf, Kohole tragen triumphierend in der
Dunkelheit fertig geformte Champagnerflaschen, noch rotglühend, die
noch viele Stunden in einem Ofen fäulen müssen. 50 000 Flaschen
werden täglich gefertigt, und selbst diese Riesmenge genügt nicht
für den ganzen Betrieb . . .

tt. Gewinnung des indischen Rosenöls. Eine in Ghazipur in
Ostindien lebende Dame, Frau Helene Nisch, schildert im „Globe“
(Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn) die Arbeiten und das
Verfahren, welches in jener am Ganges im Nordwesten Vorder-
indiens gelegenen Stadt zur Gewinnung des kostbaren Rosenöls
angewandt wird. Ghazipur ist eine Stadt von 40 000 Einwohnern,
die bedeutende Rosenfelder besitzt und deren Rosenöl sich in ganz
Indien eines großen Rufes erfreut. Nachdem die Regenzeit vorüber
ist, die dort von Ende Juni bis zum Oktober dauert, wird der
lehmige Boden auf den Feldern gut aufgelockert. Die Rosen-
kultur fällt also in die kalte Jahreszeit, die dort aller-
dings für Rosen immer noch warm genug ist. Es werden Gräben
ausgeworfen, durch die den Pflanzen eine reiche Bewässerung zu-
geführt werden kann. Im Dezember werden die Rosenstöcke be-
schneitten; sie sind nach dem Schneiden kaum noch einen Fuß hoch. In
wenigen Jahren sind die Sträucher alsdann über und über mit
Rosen bedeckt. Mitte Februar beginnt die Ernte der Blumen, sie
dauert bis Ende März. Ganz in der Morgenfrühe, von Sonnen-
aufgang an bis gegen neun Uhr vormittags werden die Rosen
gepflückt. Sie kommen dann, in große Tücher gebunden, in Ver-
schläge, wo sie bis zum Verkauf aufbewahrt werden. Käufer sind
Fabriker für Rosenwasser und Rosenöl. Für 100 000 Stück die
allerdings nicht gezählt, sondern gewogen werden, wird ein P. is
von etwa 110 Mark gezahlt. Am zunächst das Rosenwasser zu ge-
winnen, wird eine Destillation in großen Retorten vorgenommen.
In jeder der kupfernen, verzinneten Retorten werden für die erste
Destillation 10 000 Rosen in 25 Liter Wasser bei lang-
samem Feuer gelocht. Alsdann werden die ausgelochten Rosen
entfernt und 12 000 frische hinzugehan. Nachdem auch das
durch die Verdampfung verloren gegangene Wasser ergänzt worden
ist, beginnt die zweite Destillation. Hierauf folgt eine dritte mit
15 000 frischen Rosen und so fort. Stets werden die alten Rosen
fortgeworfen, neue eingelegt und das fehlende Wasser ergänzt. So

kommt es oft zu vier, acht, ja zu 16 Destillationen. Nächstmal
destilliertes Rosenwasser wird in Ghazipur für 11 M. pro halbe
Literflasche verkauft.

In Indien verwendet man überhaupt mehr das Rosenwasser als
das Rosenöl. Es wird in große bauchige Flaschen gefüllt, die
mit Watte zugespitzt und mit Lehm versiegelt werden. In Körben
verpackt, werden die Flaschen auf dem Ganges besonders nach
Kalkutta, Benares und Allahabad befördert. Um das Rosenöl aus
dem Rosenwasser zu gewinnen, wird dieses in breite Schalen
gegossen, die zugebunden werden, damit sie staubfrei bleiben.
Die Schalen werden in mit Wasser gefüllten Gefäßen in der
Nacht aufgestellt, damit das Rosenwasser sich möglichst abkühle.
Durch die Abkühlung scheidet sich das Rosenöl besser
auf der Oberfläche des Rosenwassers ab. Am Morgen wird das Del
vorsichtig mit einer Feder abgeschöpft und in kleine Fläschchen ge-
füllt. Das Maß, nach dem das Rosenöl verkauft wird, heißt eine
Tola, sie wiegt 11 2/3 Gramm. Und diese kleine Menge kostet 135 M.,
allerdings mußten 100 000 Rosen ihr Leben lassen, um diese Quantität
Del zu produzieren. In Indien wird das Rosenöl von den Ein-
geborenen nicht nur zur Parfümierung von Kleidern und Häusern,
sondern auch als Würze in Backwerk und Puddings, zur Besprengung
von Gräbern, ja gar als Arznei benutzt. —

Humoristisches.

— Infant terrible. Besucher: „Also Papas Ihr hast
Du schon einmal zum Reinigen fortgebracht; dahin könntest Du
auch die meinige einmal bringen.“

Der kleine Billy: „Gewiß, es ist ganz in der Nähe!
(Nach einer Viertelstunde kommt Billy triumphierend zurück): Onkel,
drei Mark habe ich darauf gekriegt!“ —

— Verdächtig. Mutter: „Warum willst Du denn zu
dem Ausflug mit Deinem Bräutigam nicht Deine weiße Bluse
anziehen?“

— Tochter: „Ach, da sieht man immer gleich alle Finger
drauf!“ —

— Wirkames Mittel. In Reudorf hat sich ein Wirt an-
gesiedelt, trotzdem ein Gasthaus sich schon dort befindet. Das
Geschäft geht miserabel.

Doch auf einmal ändert sich das Bild wie im Handumdrehen.
In der Wirtsstube ist fast kein Platz zu bekommen, es geht überlaut
her. Ja, alle Augenblicke sieht man einen Gast in weitem Vogen
herausfliegen. Und der Grund dieses famosen Geschäftsganges?! —
Der schläme Wirt hat ein sauberes, handfestes Dirndl als Hausmädchen
aufgenommen, und nun will jeder Dorfbutche gar zu gern von ihr
hinansgeworfen werden! — („Reggendorfer Blätter.“)

Notizen.

— Hauptmanns neues Drama „Rose Bernd“ wird
gegenwärtig ins Französische, Englische, Italienische, Dänische und
Polnische überetzt. Die russische Buchausgabe kam gleichzeitig mit
der deutschen heraus. —

— Ein neuer Roman Jonas Lies „Die Alfunger“ wird
anfangs Dezember in Kristiania erscheinen. —

— Felix Philippi hat ein neues dreiaktiges Schauspiel
„Der grüne Zweig“ vollendet. Die Erstaufführung des
Stüdes wird in der ersten Hälfte des Januar im Schauspiel-
haufe stattfinden. —

— Bernard Shaw's Schauspiel „Candida“ geht am
19. November erstmalig im Dresdener Hoftheater in
Scene. —

— „Florodora“, eine zweiaktige Operette von Leslie
Stuart, Text von Owen Hall, erlebt Sonnabend im
Leipziger Alten Stadttheater die erste deutsche Auf-
führung. —

— Vom Verlag W. G. Teubner in Leipzig sind uns fünf
neue Künstler-Steinzeichnungen zugegangen: „Aus der
Eifel“ von Hans v. Volkmann, „Das Thal“ von Franz Hein,
„Blühende Kastanien“ von Strich-Chapell, „Altes Stadthor“ von
Feyer und „Herbstluft“ von Ortlieb. Der Preis des einzelnen
Blattes beträgt 2,50 M.; alle fünf Bilder in einer vornehm aus-
gestatteten Mappe kosten 12 M. —

— In Wien ist Kamillo Sitta, der Direktor der dortigen
Staats-Gewerbeschule, im Alter von 60 Jahren gestorben; er
schrieb u. a. ein Buch: „Der Städtebau nach seinen künstlerischen
Grundfägen“. —

Büchereinkauf.

— E. F. Ruedenbusch: „Die Eigenen“. Roman.
Berlin. Johannes Raabe. —

— Margarete Böhme: „Im Irlichtschein“.
Roman. Berlin. F. Fontane u. Co. Pr. 3 M. —

— Emanuel v. Podmann: „Die Krone“. Drama.
München. Albert Langen. —

— Knut Hamsun: „Munken Wendi“. Drama.
München. Albert Langen. —

— Karl Stedder: „Lezte Stunden“. Drama. Berlin
und Leipzig. Schuster u. Loeffler. —